

Johann Neukirch

PRAKTIKUMSBERICHT

11-29. Januar 2016 an einer Schule in Berlin Zehlendorf

Mein Sozialpraktikum habe ich an einer Schule in Berlin Zehlendorf gemacht, einer Schule, die sich speziell an Kinder mit Förderbedarf richtet. Kinder ganz unterschiedlicher Art gehen hier zur Schule; Behinderte, deren Einschränkungen von einfachen Lernbehinderungen bis hin zu den schwereren Fällen von Down-Syndrom reichen, und Jugendliche mit schwierigem sozialem und familiärem Hintergrund.

Den Großteil meiner Praktikumszeit verbrachte ich in einer sechsten Klasse für Kinder mit Lernbehinderung; sie haben, anders als die oben beschriebenen Jugendlichen, einen soliden familiären Hintergrund und kommen mehrheitlich auch aus Deutschland. Als ich das erste Mal in die Klasse trat, wunderte ich mich darüber, wie "normal" die Kinder zu sein schienen; kein einziges sabberte oder schrie, niemand saß mit wirrem Blick herum, alle unterhielten sich auf eine ganz gewöhnliche Art und Weise. Erst, als der Unterricht wirklich begann, wurde ihre Lernschwäche deutlich, was ja eigentlich logisch erscheint und doch dem stereotypen Bild zuwiderläuft, das ich, unwissend, von Behinderten abgespeichert hatte.

A. und F. sind recht schlau – vergleichsweise -, können sich aber an keine Regel halten und werden mehrmals am Tag vor die Tür geschickt; J. hingegen ist still und nett, hat dafür aber Probleme, sich zu artikulieren und Beziehungen aufzubauen: Bei den montäglichen Stuhlkreisen, behauptet er jedes Mal, am Wochenende "gar nichts" gemacht zu haben und erzählt dann auf Nachfrage, dass er das Wochenende über vor YouTube saß, bis 7 Uhr morgens, "Mama merkt nichts, schläft". J. macht laute Geräusche, wann immer sie sich konzentriert, und verzieht ihr Gesicht in abstruse Grimassen - wenn man sie darauf anspricht, schaut sie einen verwirrt an. Mittlerweile wohnen sie und L., die von 5 an den Haushalt schmeißen und für 4 Geschwister sorgen musste, in einer Wohngruppe, wo sie von Erziehern betreut und unterstützt werden. Was alle neun Kinder der 9b gemeinsam haben, sind ihre eingeschränkten geistigen Fähigkeiten, alle können nur mühsam lesen und schreiben, und niemand in der Klasse rechnet mit Zahlen über 1000.

Am hilfebedürftigsten sind S. und E.. Beiden ist ihre Lernschwäche angeboren, und beide fallen noch einmal deutlich zurück hinter dem ja ohnehin schon stark eingeschränkten Niveau ihrer Klassenkameraden. Mit den beiden Mädchen verbringe ich den Großteil meiner Zeit, meistens alleine in anderen, leeren Klassenräumen, wo ich sie intensiver betreuen kann, was sie laut meinen beiden Lehrerinnen eigentlich immer bräuchten, was ihnen aber die Schule, wie mir leicht verbittert berichtet wird, nicht gewährleisten kann. Ihr Schreiben beschränkt sich darauf, Worte langsam, Buchstabe für Buchstabe, abzuschreiben, oder eher abzuzeichnen, denn was sie da aufs Papier bringen, ist ihnen nicht zugänglich, lesen ist bei ihnen im Prinzip raten. Auch ihr Rechnen besteht bloß in der Addition von Zahlen unter 10, wobei mir auch klar wird, dass beispielsweise ihr Kurzzeitgedächtnis anders funktionieren muss als bei mir: Wenn E. durch abzählen herausgefunden hat, dass sechs und zwei 8 ergeben, sie dann $4 + 2$ rechnet und dann erneut die erste Aufgabe gestellt bekommt, fängt sie wieder komplett von vorne an. Tag für Tag rechne ich mit ihr bestimmt jede Kombination der natürlichen Zahlen etwa vier Mal durch, dennoch muss sie jedes Mal wieder ganz von vorn anfangen, und wird es auch auf ewig wieder tun müssen, zu unflexibel ist ihr Gehirn.

An meinem ersten Tag ist sie so nervös, dass sie nicht einmal $9+1$ ausrechnen kann, sondern leicht verzweifelt und angestrengt nachdenkend dasitzt und strukturlos Zahlen in den Raum wirft. Im krassen Kontrast dazu stehen ihre sozialen Kapazitäten und ihre vollkommen mühelose Beherrschung von sozialen Mustern und Abläufen; an unserem ersten Mittwoch geht es zum Ausflug

in die Philharmonie, und mein Bild von einer typischen 'Behinderten' wird gänzlich auf den Kopf gestellt. Wie eine gänzlich uneingeschränkte Person unterhält Emily sich mit ihren Freundinnen, redet über Klamotten und Jungs und Fernsehserien und verhält sich auch sonst genau so, wie es die Mädchen meiner Klasse früher auch getan haben. Trotzdem bleibt mir im Kopf, dass sie, auch wenn sie nur einmal die Bahnlinie wechseln müsste, ihren Weg niemals alleine finden würde, unmöglich für sie, das korrekte Gleis zu finden oder an der richtigen Station auszusteigen - wie sollte sie denn auch, des Lesens ebenso unfähig wie der Kunst, sich an fremden Orten Dank des eigenen Erfahrungsschatzes intuitiv zurechtzufinden.

S. ist ihr in dieser Hinsicht ähnlich, aber nur auf den ersten Blick. Rechnen und Lesen beherrscht sie beinahe ebenso gut (oder schlecht) wie E., aber ihre fröhlich-aufgeregte, liebenswerte Art täuscht ein wenig hinweg über ihr eigentliches Wesen, das auf keinen Fall böseartig oder auch nur ablehnenswert wäre, aber doch sehr schwierig ist. In der ersten Woche, ganz, wie es Frau W., eine der beiden Lehrerinnen der Klasse, prophezeit hat, unterschätze ich die Schwere ihrer geistigen Behinderung, die über eine normale Lernbehinderung doch hinausgeht, weil, wie Frau W. es zutreffend beschreibt, S. schlichtweg nicht das durchschnittliche Auftreten und Benehmen einer mental eingeschränkten Person zu eigen ist. In der zweiten Woche dann setzen ihre Eltern ihre Tabletten für ein paar Tage aus medizinischen Gründen ab, und dadurch kommen ihre sozialen Einschränkungen ebenso sehr zum Tragen wie ihre kognitiven; sie beleidigt mich und Mitschüler und ist auch von ihren Lehrern kaum zum Arbeiten zu bewegen, und als Frau Z. am Donnerstag fehlt und die Klasse daher aufgeteilt wird, ist sie kaum unter Kontrolle zu bringen. Sie und E. gehen mit mir in die Klasse der schwerer behinderten Jugendlichen, wo sie die Behinderten mit Down-Syndrom als 'hässlich' und 'dumm' beschimpft und schließlich den Unterricht vor der Tür verbringen darf; bei den Gesprächen mit ihr merke ich sehr deutlich, wie gering ihre Fähigkeit zur Selbsteinschätzung ist, auch im Vergleich mit E., die sich ihrer Schwächen durchaus bewusst ist. Als ich gegen Ende meines Praktikums erfahre, dass S. die Klasse zum nächsten Schuljahr hin verlassen und eine Schule für Kinder mit schwerwiegenderen Einschränkungen besuchen wird, überrascht mich das nicht mehr, auch wenn ich bei ihr am Anfang des Praktikums eine Behinderung niemals erwartet hätte.

Jeden Tag, wenn ich nach der Schule nach Hause gehe, denke ich darüber nach, was ich gelernt habe am Tag, was mir gut gefallen hat und was nicht. Eigentlich habe ich dafür ja schon die Reflexion mit S., meiner Vorgesetzten, aber erst, wenn ich meine Gedanken ziellos schweifen lassen kann, stoße ich zu den wesentlichen Punkten vor. An manchen Tagen bin ich resigniert, weil am Vormittag noch einmal klar geworden ist, wie eng und unnachgiebig die Grenzen sind in den Köpfen von E. und Sila; an anderen bin ich fröhlich, wegen den kleinen Fortschritten, den eigentlich kaum merkbaren, oder weil ich das zunehmende Vertrauen spüren kann. Am vorletzten Tag bin ich niedergeschlagen, weil ich darüber nachdenken muss, was mir meine Lehrerin beim Sportunterricht auf der Bank erzählt hat; dass wohl kaum eines der Kinder je über Behindertenwerkstatt und Betreutes Wohnen hinauskommen wird, höchstens ein oder zwei. Wie denn auch, mit ihrem eingeschränkten Schriftgebrauch wird ja schon der Antrag auf Sozialhilfe zur kaum überwindbaren Hürde. Nach diesem Gespräch ergreift mich für eine Weile eine unmittelbare, gänzlich irrationale Wut, nicht auf Gott oder Natur, sondern auf die Behinderung selbst, als sei sie keine Krankheit, sondern ein Fremdkörper, gleich einem Parasiten, der sich in den Köpfen der Kinder eingenistet hat, um sie an der Ausübung ihres wahren Potenzials zu hindern. Nur langsam kann ich mich zu der Erkenntnis zwingen, dass die Behinderung natürlich zu den Kindern selbst gehört und sie in ihrem Charakter ebenso ausmacht wie ihre Fröhlichkeit und ihr Stolz. Dass diese Einsicht ebenso wichtig ist wie das Verständnis dafür, dass jeder Behinderte ebenso individuell und unterschiedlich von anderen ist wie 'normale', gesunde Menschen, gehört auch zu den Dingen, die das Praktikum mir gezeigt hat.

Aus letzter Erkenntnis folgt im Übrigen auch, dass all die medialen Kolumnistenkrieger, die für oder gegen Inklusion zu Felde ziehen, vollkommen an der Problematik vorbeireden; für manchen

Behinderten ist sie genau das Richtige, für andere genau das Falsche, und ihre generelle, allumfassende Einführung wäre ebenso verheerend wie ihre komplette Aussetzung. Beeindrucken tut mich zudem der beinahe unbegrenzte, immer wieder frisch und unverbraucht wirkende Wille, den die Schüler meiner Klasse und ihre Lehrer mir Tag für Tag aufs Neue zeigen. Nur in den aller seltensten Fällen wird eine meiner beiden Lehrerinnen einmal ungeduldig mit den Kindern, oder zeigt Zeichen der Frustration, wenn sie auch nach der zehnten Anweisung noch nicht verstehen; und genauso stützen auch die Kinder wieder und wieder den Kopf in die Hände und versuchen stets aufs Neue, die unverständlichen Zeichen und Zahlen vor ihnen zu begreifen. Genau das wird zur größten Motivation auch für mich, meinen Teil zu leisten und den Kindern das Lernen so leicht wie möglich zu machen, und deshalb gibt es mir auch viel zu denken, als ich einmal nicht in der 6 b helfe und für eine kurze Zeit in einem anderen Bereich der Schule eingesetzt werde.

Wie bereits eingangs erwähnt, gehen nicht nur wirklich behinderte Kinder und Jugendliche auf die Schule, sondern auch gesunde, die aus kritischen Verhältnissen kommen oder auch einfach nur so in schwierige Situationen geraten sind. Am Donnerstag meiner zweiten Woche nimmt mich Herr B., einer der Sozialarbeiter der Schule, mit in den Jungsrat der 7-10. Klasse. Herr B. leitet den Rat zusammen mit dem Klassenlehrer der 10 b, Herrn Be., groß und dynamisch, recht jugendlich in Aussehen und Auftreten. Herr Be. kommt aus Kurdistan, daher redet er ein etwas holpriges Deutsch, aber irgendwie gibt das seinen Aussagen eine Art Tiefe, weil man merkt, dass er sich Gedanken macht, machen muss, über das, was er sagt. Die Jungs sind zwar alle mindestens ein Jahr jünger als ich, die meisten mit Migrationshintergrund, aber sie sind alle ein gutes Stück größer als ich. Wenn ich sie nach der Schule sehe, scheinen sie nichts so recht zu passen in die Umgebung ihrer Schule, Zehlendorf mit seinen Vorgärten und weißen Zäunen und sie mit heruntergezogenen Jogginghosen und etwas eigenwilligem Sprachmischmasch. Wenn ich im Laufe des Praktikums mit Ihnen zu tun habe, wie jetzt, oder auch beim Fußball in den Pausen, dann bin wiederum ich es, der merkwürdig unpassend ist zwischen ihnen, mit meinem ungefärbten Sprachgebrauch und dem privilegierten Lebensweg. Manchmal fühle ich sogar eine Art irrationalen, unterdrückten Scham in mir aufsteigen, für all das, was ich habe und sie nicht. Natürlich hat es nicht nur mit reinem Glück zu tun, dass ich aufs Gymnasium gehen darf und mit erhobenem Kopf in die Zukunft sehen kann, trotzdem drängt sich sofort die Frage auf, wo sie jetzt ständen, hätten sie das Geld und die Liebe meiner Eltern im Rücken gehabt, und in welcher Lage ich mich befinden würde, käme ich aus Umfeldern wie den ihren. Solche Gedankenspiele verbittern und führen ins nichts, aber sie kleben an einem und lassen einen nicht mehr los.

Normalerweise beschäftigt sich der Jungsrat mit der Fußball-AG, die Herr B. leitet, oder der nächste Ausflug wird besprochen, aber nicht heute. Ausnahmsweise ergreift mal einer der Jungen selbst die Initiative, T., und er erzählt, wie E. mit R. und O. bei ihm gewesen ist und dann einen Getränkekasten geklaut hat. Herr B. und Herr Be. werfen sich einen Blick zu, müde und resigniert, aber nicht überrascht. Die Jungs johlen und schlagen sich dabei die Hände vors Gesicht, hin- und hergerissen zwischen der Faszination der Tat und dem Unverstand, die aus ihr spricht.

Die Dreiviertelstunde vergeht dann damit, dass Herr Be. und Herr B. auf E. einreden und versuchen, ihm klarzumachen, was er da schon wieder angestellt hat. Denn E. versteht nicht. Er versucht gar nicht erst, irgendetwas abzustreiten, auch nicht, dass er es war, der die ganze Aktion angeführt und ausgedacht hat. Warum auch? Er begreift nicht, wieso das Ganze nicht in dem Moment erledigt sein sollte, in dem er T. einen Zehner in die Hand drückt. Nach einer Weile, als E. sich immer wieder in dieselben, mantraartig vorgetragenen Sätze flüchtet, verliert Herr Be. die Geduld und spricht 'Klarwort', macht E. klar, dass seine Tat 'ekelhaft' war, wie "kannst du so welchen Dinge tun, bei deine eigene Freund?". Etwas gequält wendet er sich dann den anderen Jungen zu und rät ihnen, nach der Schule einfach direkt nach Hause zu gehen, sie wüssten doch, dass jedes Mal etwas passiert, Jungs, erinnert euch, das letzte Woche mit der Mülltonne. Jedes Mal kommt Polizei.

An dieser Stelle übernimmt Herr B. und wendet sich wieder E. zu, er redet leise, dafür eindringlich auf ihn ein, erinnert ihn an seinen Vater und daran, dass es ja nicht das erste Mal ist, im Gegenteil. Das letzte Gespräch mit dem Jugendamt fand vor den Weihnachtsferien statt, am ersten Schultag dann zeigt E. IS-Köpfungsvideos herum, am zweiten sprengt er ein Klo mit einem Böller in die Luft, danach zwei Wochen Suspendierung, und gleich an seinem zweiten Schultag beklaut er also einen Klassenkameraden. E. schaut Herrn B. mit großen Augen an. Herr B. fragt E., was er sich gedacht habe, aber E. sagt „nichts“, gar nichts habe er gedacht, es tue ihm ja leid, und dann fängt er eine Diskussion an mit El. und B., wer wem noch Pizzageld schuldet. Herr Be. schüttelt den Kopf und sieht aus dem Fenster. Die Wände des Klassenraumes sind rosafarben gestrichen, mit einem rötlichen Stich, es passt nicht.

E. wirkt nicht im Geringsten böseartig, und er bildet sich auch nichts ein auf seinen Diebstahl, er hat ihn nicht verübt, weil er sich cool fand dabei oder angeben wollte. Auf die Ausführungen seiner Lehrer geht er nicht ein, weil er sie für dumm oder unwürdig hält, er versteht sie bloß einfach nicht, und seine Entschuldigungen sind nur deshalb nicht aufrichtig, weil er nicht weiß, wofür er sich entschuldigt. In gewisser Weise ist E. die personifizierte Banalität des Bösen, bloß auf einer mikroskopischen Ebene.

Als ihn Herr Be. warnt, dass seine Uhr schon lange nicht mehr auf fünf vor zwölf stehe, fragt er mit aufrichtiger Überraschung, wieso sie jetzt auf einmal über seine Unpünktlichkeit sprächen. Nicht ein Hauch von Ironie liegt in seiner Stimme. Nach dem Rat ist Pause, und ich spiele auf dem Hof eine Runde Fußball mit den Jungs. E. ist kein begnadeter Fußballspieler, er bewegt sich nicht schnell genug, aber einmal darf er einen Elfmeter schießen. Zum ersten Mal an diesem Tag scheint E. sich tatsächlich zu konzentrieren, nachzudenken, und als er trifft, freut er sich wie ein kleines Kind.